

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücher Rundschau

Bundesrat Giuseppe Motta

(1871—1940)

Erst spätere Generationen, die den Wirnissen unserer sturmbewegten Tage entrückt sind, werden über Persönlichkeit, Leben und Werk Giuseppe Mottas ein freies und fundiertes Urteil fällen können. Es ist jedoch nicht bloß Recht, sondern geradezu Pflicht des Zeitgenossen, die Ereignisse gleich mit ihrem Fortschreiten geistig zu erfassen und jene Persönlichkeiten, die besonders hervorragenden aktiven Anteil am Weben der Zeit nahmen, zu erkennen. Es ist die Aufgabe des Historikers, für dieses Erkennen die wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen, vor allem aber dem Laien die zeitliche Bedingtheit des Erkennens vor Augen zu führen. Unter diesem Gesichtswinkel wollen die beiden ersten Biographien Bundesrat Mottas gewürdigt werden, die schon im Jahr nach seinem Ableben den Testimonia Temporum des hochverdienten Magistraten folgten.

Hymon de Mestral will in seinem „**Président Motta**“¹⁾ ein „würdiges und dauerhaftes Denkmal“ dem dahingegangenen Außenminister errichten, als dessen langjährigen Mitarbeiter er sich vorstellt und den er offenkundig hoch verehrt. Der Stoffaufbau gestaltete sich so, daß die Persönlichkeit stark aus der Entwicklung herausragt. Eine fesselnd lebhafte Erzählung des Werdegangs Mottas (*L'ascension tessinoise*) und eine eindrucksvolle, warmherzige Porträtierung des Menschen Motta bilden den Rahmen; letztere geschieht durch mehrere Einzelaufnahmen in verschiedenen Milieus wie: *Le foyer, Culture et délassements, L'orateur et l'écrivain, En vacances, Le croyant*, uff. Der Verfasser liebt es, seine Themata zu kennzeichnen mit bildhaften, die Vorstellungskraft des Lesers anregenden Titeln wie: *Le mâquis des Zones, Les francs-archers de la presse, L'enceinte du Département politique, La croisade de la neutralité*.

Der letztere Abschnitt gehört zu einer den entwicklungsgeschichtlichen Teil des Buches abschließenden Partie „*La neutralité retrouvée*“, welche den Kampf um die Rückkehr von der differenzierten zur umfassenden Neutralität schildert, um die das Komitee für die Neutralitätsinitiative und die Schweizer Monatshefte in vorderster Linie kämpften. Mestral beschränkt sich im allgemeinen auf die Erzählung der Dinge, wie sie sich nach der disponiblen Aktenlage abspielten, nicht ohne jedoch sich gelegentlich diskrete Kritik zu erlauben. Er betont, daß die vom Volksbund ins Leben gerufene Bewegung für die umfassende Neutralität Motta „herzlich unsympathisch“ war, weil sie ihm als Einmischung in seinen ureigenen Tätigkeitsbereich erschien. Bevor er sich beim Bundesrat dafür verwandte, die Anerkennung der umfassenden schweizerischen Neutralität durch den Völkerbund zu beantragen, mußte er die stärksten Widerstände in sich selbst überwinden. Gerade in dieser Selbstüberwindung sieht de Mestral etwas wahrhaft Großes bei Motta.

Von hier aus und immer wieder wird der Leser gern zu der ansprechenden kleinen Skizze zurückkehren, in welcher der Verfasser die „*Elements d'un credo politique*“ bei Bundesrat Motta herauszuarbeiten sucht. Der schweizerische Außenminister wurde von den fremden Diplomaten, wie sich einmal ein päpstlicher Nuntius in Berlin ausdrückte, besonders als „praktischer Mann“ hochgeschätzt, der als Staatsmann frei von Doktrinarismus sich um Erkennen der Tatsachen bemühte und aus ihnen seine Konsequenzen ableitete. Als große Grundlinien seiner außenpolitischen Haltung erscheinen die Neutralität, die Landesverteidigung und die Demokratie. Alles Handeln Mottas richtete sich nach dem Gebot der Heiligen Schrift „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst“ und nach der Mahnung des Bruders Klaus, die in ähnlicher Form General Dufour aussprach: „Mischt euch nicht in die Händel der Andern ein“. Vom ersten bis zum letzten Monat seines Wirkens im Politischen Departement ergriff Motta jede Gelegenheit, um unsere Freund-

¹⁾ Lausanne, Payot, 1941. Mit einem Vorwort von Bundesrat Philipp Etter.

schaft mit den Nachbarstaaten zu unterstreichen. So etwas wie ideologische Neutralität, die sich bis zum Verzicht auf die geistige Landesverteidigung erstreckt hätte, lehnte er bestimmt ab: „Rester maitre chez soi, défendre sa dignité en toute occasion; mais par ailleurs laisser les peuples se donner les institutions qu'ils jugent être les meilleures!“ Wer wollte behaupten, daß ein Dufour, bei dem Motta gern geistige Einkehr hielt, anders gedacht hätte?

Alphon de Mestral's Buch besitzt vor allem die wertvolle Eigenschaft, daß es das Herz des Lesers für einen großen Staatsmann, einen Christen und Menschen von seltener Einheit des Wollens und Tuns, einen Schweizer und Tessiner reinsten Echtheit gewinnt. Wenn er sich nur vorsichtig auf das Gebiet der Kritik wagt, so trägt der Verfasser der mangelnden Distanz und der noch sehr lückenhaften Quellenfundierung Rücksicht. Eine gewisse Sorglosigkeit in Kleinigkeiten wie Eigennamen (Weizsäcker statt Weizsäcker, Sanders statt Sandler) dürfte in einer zweiten Auflage überwunden sein.

Die Aufgabe, das „ungeheure Mojait des Lebens und Werkes“ des Bundesrates Motta zusammenzusetzen, will de Mestral den Historikern vom Fach überlassen. Als sein Werk erschien, war das Manuskript eines stattlichen Bandes „Giuseppe Motta“ schon fast vollendet, welchen ein Hauptvertreter der Geschichte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Professor **Jean-Rodolphe de Salis**, seither der Öffentlichkeit vorlegte²⁾. Wie das Buch de Mestral's mit einer sorgfältigen Auswahl von photographischen Bildern illustriert, präsentiert es sich als wissenschaftlicher Versuch, „die Politik der Eidgenossenschaft während der drei letztvergangenen Jahrzehnte darzustellen“ durch ein Werk, „in dem die Politik des ... Bundesrates Motta im Mittelpunkt steht“. Der Leser mag sich durch diese Zielsetzung wie durch den Untertitel „Dreißig Jahre eidgenössische Politik“ zu der extensiven Auslegung verleiten lassen, als wolle Salis „die eidgenössische Politik der dreißig letzten Jahre gleichsam mit der Regierungstätigkeit Mottas identifizieren“; der Verfasser ist sich jedoch zum vornherein klar darüber, daß es „in der langen Geschichte unseres Landes nie jene ‚unbestrittenen Führergestalten‘, nie jene ‚großen Männer‘ gegeben“ hat, „die das Schicksal des gesamten Schweizervolkes bestimmt und geformt hätten“. Stets wurde die Regierungsverantwortung kollegial getragen. „So ist es auch beim schweizerischen Bundesrat seit 1848; ganz besonders seine Außenpolitik ist kollegial und solidarisch, „und gerade Motta zeichnete sich durch die gewissenhafte und loyale Art aus, mit der er alle Fragen seines Ressorts vorgängig jeder Entscheidung dem Bundesratskollegium zur Beratung vorlegte“. Über der Darstellung von Mottas Leben und Politik will jedoch Salis vor allem nicht die Rolle außer acht gelassen wissen, die gleichzeitig andere Politiker und Staatsmänner wie namentlich Edmund Schultheß spielten. Dennoch war, wie er sich ausdrückt, „Giuseppe Mottas Laufbahn und Wirken in auffallender und besonderer Art repräsentativ für die Politik der Eidgenossenschaft“, fiel doch seine außergewöhnlich lange Amtsdauer in der höchsten Magistratur zusammen mit der schicksalhaften Zeit von 1914 bis 1940.

Aus diesen Erwägungen ergeben sich Stoffbegrenzung und Struktur des Werkes. In der Hauptsache befaßt es sich erst mit der Tätigkeit Mottas als Vorsteher des Eidgenössischen Finanzdepartements 1912—1919, dann mit seiner Leitung der schweizerischen Außenpolitik 1920—1940. Mehr als zwei Drittel der ganzen Darstellung sind der letzteren gewidmet; sie zeigt ihn zuerst als Befürworter des Beitrittes der Schweiz zum Völkerbund, charakterisiert sodann seine Außenpolitik in der Nachkriegszeit — sollte man heute nicht sagen: „Zwischenkriegszeit“, wie das auch de Mestral tut? —, wendet sich dann speziell seiner Tätigkeit als Delegierter der Schweiz beim Völkerbund zu und läßt ihn schlußendlich als „Hüter der schweizerischen Unabhängigkeit“ erscheinen. Innerhalb einer allgemeinen Schilderung der Entwicklung in jenen beiden Sachbereichen, welche Motta nacheinander betreute, sucht somit Salis die Einstellung, das Handeln und den tatsächlichen Einfluß Mottas herauszuheben, d. h. die Persönlichkeit in ihrem annähernd richtigen Verhältnis zu andern Faktoren zu würdigen. Wie weit ein Bundesratsmitglied auf Angelegenheiten und Fragen anderer Dikasterien einzu-

²⁾ J. R. von Salis, Giuseppe Motta. Dreißig Jahre eidgenössische Politik. Zürich, Drell Füßli, 1941.

wirken vermag, läßt sich erst viele Jahrzehnte nach dem Abschluß seiner Tätigkeit sicher erkennen, wenn einmal die Quellen durch Öffnung von Archiven ihre zuverlässige Ergänzung erhalten haben; Salis versucht in dieser Hinsicht einige Seitenblicke, ohne jedoch die Grenzen der Urteilsmöglichkeit zu überschreiten. Seine klare, präzise Erzählung durchsetzen häufige Betrachtungen, die in ihrer sachlichen Abgewogenheit und sprachlichen Feinheit zeigen, welch hohen Wert historische Bewertung als moderierendes Vorbild für politisch-zeitgenössische Bewertung erlangen kann.

Seinem Betrachtungsgegenstand — *sit venia verbo* — steht Salis bei aller unverhohlenen Hochachtung kühl gegenüber. Das will nicht heißen: reserviert aus politischer Aversion, sondern: sachlich aus wissenschaftlichem Pflichtbewußtsein heraus. Bei aller Anerkennung versagt er sich nicht deutliche Einwände. So weist er darauf hin, „daß Motta in der Frage des Verhältnisses zu Sowjetrußland nicht immer konsequent war“; um den nationalen Abwehrwillen schwächenden Kräften (wie der bolschewistischen Propaganda) entgegentreten zu können, müsse „vor allem auch jene ‚Selbstsicherheit und Besonnenheit‘, jener Verzicht auf voreingenommene und zornige Stellungnahme in Erscheinung treten, die Motta als die beste Haltung gegenüber den politischen Vorgängen des Auslandes zu empfehlen liebte“. Wir erwähnen das als Illustration seiner Kritikweise; denn sachlich wendet sich der Verfasser wiederholt scharf gegen die Sozialdemokraten, deren Stellungnahme in wichtigen Fragen der schweizerischen Außenpolitik ihm allzusehr von marxistisch-internationalistischen Beweggründen inspiriert erscheint. Bei seiner Würdigung des Falls Hoffmann trägt Salis u. E. dem Umstand zu wenig Beachtung, daß der schweizerische Nachrichtendienst infolge größter Knappheit seiner Mittel 1914 bis 1918 zu effektiver Arbeit ungenügend befähigt war.

Salis schließt sein Buch mit einem Abschnitt über die Rückkehr der Schweiz zur umfassenden Neutralität. In unserer politischen Publizistik³⁾ gewinnt man den Eindruck, als hätten sich die maßgebenden Führer der großen Parteien ohne Ausnahme gegen eine solche außenpolitische Rückwendung gesträubt. Tatsächlich setzten sich seit dem Ausbruch des ostafrikanischen Krieges einzelne bürgerliche Politiker und Parlamentarier für eine solche ein; nur wehrten sie sich dagegen, daß die Diskussion durch eine entsprechende Volksinitiative ins Volk hinaus verlegt wurde. In dieser Hinsicht spricht sich Salis nicht aus. Wohl aber deutete er mit feinen Strichen an, daß die Wendung im Denken Mottas früher begonnen haben könnte, als sich aus seiner öffentlichen Stellungnahme schließen läßt. „Vielleicht ist es . . . in der Führung der Außenpolitik ähnlich wie in der militärischen Führung: der für die Operationen verantwortliche Befehlshaber muß den Feldzugsplan aufstellen und durchführen, den Augenblick und die Stelle wählen, wo er mit der besten Erfolgchance die Bewegung durchführen kann, die zum Ziele führen wird . . .“. Fügen wir bei, daß der demokratische Staatsmann in der parlamentarischen Diskussion oft nicht seine ganze Gedankenwelt erfüllen kann, auch wenn sie bereits viel weiter entwickelt ist als er momentan zugeben darf — einfach weil diplomatische Erwägungen es ihm zurzeit noch verbieten. Dieses Beispiel scheint uns auf besonders lehrreiche Art zu zeigen, wie die geschichtswissenschaftliche Bewertung jüngstvergangener Ereignisse und zeitgenössischer Persönlichkeiten Zurückhaltung üben und Möglichkeiten supponieren oder wenigstens offenhalten muß, um nicht ungerecht zu urteilen.

Daß jedoch dieses Streben, über dessen Gelingen von Fall zu Fall stets verschieden gedacht werden kann, das Werk von Salis sichtlich und durchgängig beherrscht, darf als höchstes seiner zahlreichen Aktiva geschätzt werden.

Otto Weiß.

³⁾ Vgl. auch „Völkerbundspolitik“, Heft 9 der „Veröffentlichungen des Bundes für die Unabhängigkeit der Schweiz“, S. 9/10.

Wirtschaftliche Probleme.

Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens, von Wilhelm Gerloff. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1940.

Die reichhaltige Literatur über das Geldwesen wird bereichert durch eine gründliche Studie über die Entstehung des Geldes. Das Hauptergebnis dieser Untersuchung ist eine Theorie über die Entstehung des Geldes. Gerloff bricht mit der überlieferten Auffassung, das Geld sei als Tauschmittel entstanden. Er versucht nachzuweisen, daß das Geld älter sei als der Tauschverkehr. Den Ursprung des Geldes erblickt der Verfasser in der Hortung gewisser Güter zur Befriedigung des Auszeichnungs- und Rivalitätstriebes. Dieses Hortgeld wurde erstmals als Zahlungsmittel verwendet zur Bezahlung des Brautpreises und zur Begleichung von Bußen. Während das erste Hortgeld meistens individuelle Eigenart hatte, wurde die Geldform im Verlaufe der Stufenfolge „Hortgeld — Tauschmitteld — allgemeines Verkehrsgeld“ immer einfacher. Das außerordentlich aufschlußreiche Buch führt zurück in das soziale und wirtschaftliche Leben der außergeschichtlichen und vorgeschichtlichen Völker aller Erdteile und schildert eine Fülle von Tatbeständen, die in der bisherigen Fachliteratur nicht erwähnt sind.

Der Geltungsbereich der Währungsvorschriften, von Prof. Dr. Max Gubwiler. Verlag Universitätsbuchhandlung, Freiburg in der Schweiz, 1940.

Wohl im größten Gegensatz zu den Untersuchungen über die Entstehung des Geldes steht die vorliegende Arbeit über die Rechtsverhältnisse mehrstaatlich verankerter Verpflichtungen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, versucht der Verfasser wenigstens Umrisse eines vergleichenden internationalen Währungsrechtes zu geben. Er nimmt vor allem Stellung gegen die von Lehrbuch zu Lehrbuch übernommene Vorstellung eines „räumlichen Geltungsbereiches der Währungsgeetze“. Anhand reichhaltiger Dokumentierungen werden die staatlichen Beziehungen in den Geldverfassungen und das Völkerrecht der Geldverfassungen behandelt. Das vorwiegend für den Juristen bestimmte Werk schließt mit einer kritischen Betrachtung über die einschlägige Rechtsprechung.

Das Problem Schiene/Straße, von Dr. rer. pol. H. R. Meyer. Verlag Stämpfli & Cie., Bern 1940.

In Heft 2 der „Schweizerischen Beiträge zur Verkehrswissenschaft“ zieht der Verfasser die verkehrspolitischen Folgerungen, die im Vorschlag einer als „organische Verkehrsteilung“ bezeichneten Lösung gipfeln. Nach diesem Prinzip soll weder Eisenbahn noch Automobil für die volkswirtschaftlich wichtige öffentliche Verkehrsbedienung irgendein Vorzugsrecht genießen. Nach Ansicht des Verfassers ist dasjenige der beiden Verkehrsmittel in Dienst zu stellen, das sich auf Grund sorgfältiger verkehrswirtschaftlicher und verkehrstechnischer Untersuchung des Einzelfalles als geeigneter erweist. Der staatlichen Verkehrspolitik stellt sich dann die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß das jeweils qualifizierteste öffentliche Verkehrsmittel auch finanziell bestehen kann. Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich die Folgerung, daß es volkswirtschaftlich betrachtet nicht um das Problem „Schiene-Straße“, sondern vielmehr um das Problem „öffentlicher Verkehr-privater Verkehr“ geht.

Wirtschaft als Wissen, Tat und Wehr, von Friedrich v. Gottl-Ottlilienfeld. Verlag Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1940.

Der Verfasser, ein auch den schweizerischen Volkswirtschaftlern wohlbekannter Nationalökonom, gibt dieser Zusammenfassung von drei Arbeiten aus der jüngsten Zeit den Untertitel „Über Volkswirtschaftslehre, Autarkie und Wehrwirtschaft“. Mit einer seltenen geistigen Beweglichkeit hat er sich der seit 1933 in Deutschland herrschenden Lehre angepaßt, um gegen die „herrschende Lehre“ schlechthin Sturm zu laufen. Mit Recht brandmarkt er die durch sich gegenseitig bekämpfende Schulen und Lehrmeinungen hervorgerufene Zerfahrenheit auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Gottl-Ottlilienfeld greift aber selber in diesen Meinungsstreit ein, wenn er so nebenbei erwähnt, sein Lebenswerk sei von der von J. M. Keynes herausgegebenen Fachschrift als „wohlüberlegter Schwindel“ abgetan worden und wenn er, sich gegen die englischen Klassiker der „güterseeligen Geschäftsökonomik“

wendend, den erstickenden Sandsturm der „Ricardotümelei“ als geistiges Nationalunglück bezeichnet. — Auf Seite 67 schreibt der Verfasser „Ich bin Zeit meines Lebens kein Gelehrter gewesen“ und fügt bei, daß er seit seiner Doktorarbeit mitgeholfen habe, „mein Fach geistig mobil zu machen für diesen englischen Krieg auf Leben und Tod“. Den Schweizer Lesern, welche die Gepflogenheit haben, sich um die verschiedensten Auffassungen und Anschauungen zu kümmern, um sich eine eigene Meinung bilden zu können, darf dies nicht vorenthalten werden; nach dieser Einleitung kann dieses Buch aber umso eindringlicher zum Lesen und Bearbeiten empfohlen werden. Die neuesten Arbeiten des Autors enthalten tatsächlich Grundgedanken, die für die Wirtschaftswissenschaft und insbesondere für die Wirtschaftspolitik von größter Bedeutung sind.

Ein Teil der Abhandlung ist ein für die Information des Auslandes bestimmter Bericht über die deutschen Leistungen auf dem Gebiete der Wirtschaftswissenschaft seit 1933. Die Abkehr von der herrschenden Lehre wird auf weltanschauliche Gründe zurückgeführt. Ganz offen bekennt der Verfasser aber in diesem Zusammenhang: „Vor dem Ausland soll man lieber nicht von Weltanschauung reden. Es geht da einfach nicht mit, ebensowenig es gutwillig mitgeht, wenn wir in unserem politischen Sinne von Lebensraum sprechen“. Die Neuorientierung wird deshalb mit der engen, tiefen Verbundenheit der politischen Führung mit der Gestaltung des Wirtschaftslebens erklärt. Das Ergebnis dieses Vorstoßes fand seinen Niederschlag in den bereits eingebürgerten Begriffen „Raumwirtschaft“ und „Wehrwirtschaft“.

Ein Kerngedanke der vorliegenden Arbeit ist, die wirtschaftlichen Erscheinungen vom „gebildtheoretischen“ Standpunkt aus zu behandeln. Der früher herrschenden Lehre wirft der Verfasser nicht ganz zu Unrecht vor, daß es ihr an der „Grundlagenforschung“ gefehlt und daß sie zu viel isoliert habe, was dann zum „Als-Ob-Denken“ führte. Gottl.-Dittlilienfeld spricht dem Erfassen des Wirklichen, dem „Denken in Gebilden“ das Wort. Bei den sozialen Gebilden unterscheidet er drei Gruppen: 1. Sippe, Stamm und Volk; 2. Gemeinde, Provinz und Staat; 3. Haushalt, Unternehmung, Markt und Volkswirtschaft. Mit dieser beipielweisen Aufzählung von Gebilden will er augenfällig dartun, daß sie nur aus ihrem lebendigen Zusammenhang heraus begriffen werden können. Eine Volkswirtschaft läßt sich also nur erfassen und beurteilen im Rahmen der organischen Verbundenheit mit der Volksgemeinschaft und dem Staate.

Da die Volkswirtschaftslehre ohnehin nicht zu den exakten Wissenschaften gehört, sondern eine Erfahrungswissenschaft ist, darf man dem Gedankengang des Verfassers ruhig folgen; denn in der Tat führten das Isolieren und das Abgrenzen nach allen Seiten nur zu oft zu Gedankenspielerlei und zur Mathematisierung der Nationalökonomie.

Die Ausführungen über Autarkie leitet der Verfasser ein mit dem Satz: „Keine wahre Autarkie ohne Weltwirtschaft, keine wahre Weltwirtschaft ohne Autarkie!“. Autarkie im Sinne der Selbstgenügsamkeit wird abgelehnt; sie soll vielmehr im Kern darin beruhen, „daß man kraft der politischen Führung allen wirtschaftlichen Außenverkehr ebenso haarscharf auf den sorgsam ermittelten volkswirtschaftlichen Bedarf zuschneidet, wie dies auch der heimischen Produktion gegenüber geschehen muß“. Mit der politischen Steuerung des Außenverkehrs und der richtigen Einpassung der Volkswirtschaft in ihre Umwelt wird eine Steigerung der Lebenswucht der Volkswirtschaft angestrebt. Wie in seinen früheren Schriften betont der Verfasser neuerdings, daß sich das Gebot der technischen Vernunft stets dem Gebot der wirtschaftlichen Vernunft zu beugen habe.

Die Betrachtungen über Autarkie klingen aus in einem Hinweis auf eine Weltwirtschaft im Sinne eines natürlichen Weltbundes in der Wirtschaft, „der jedem Volke das Seine gibt, der Welt aber den wahren wirtschaftlichen Frieden“. Gleichsam als Teillösung, die zunächst anzustreben ist, bezeichnet der Verfasser eine sinnvoll ausbalancierte Großraumwirtschaft. Wenn aber die anzustrebende Weltwirtschaft, immer nach Ansicht des Autors, ein „natürlicher Weltbund“ sein soll, dann müßte wohl auch die Großraumwirtschaft durch freiwillige, natürliche Zusammenarbeit der einzelnen Wirtschaftsgebiete und nicht durch Gewalt Herrschaft erwirkt werden können. Hier liegt für den unboreingenommenen Leser ein Widerspruch, der nicht ganz nebensächlich ist. Unwillkürlich fragt man sich, ob denn

die schweizerische Volkswirtschaft der Friedenszeit mit ihren mannigfaltigen Beziehungen zur Weltwirtschaft im landläufigen Sinne nicht Großraumwirtschaft sei, und weiter fragt man sich, ob eine Volkswirtschaft, die selbstverschuldet oder unschuldig wichtige weltwirtschaftliche Verbindungen verloren hat, sich nicht wie ein Gefangener in einem Käfig vorkommen müsse, der das natürliche Bestreben hat, seinen Lebensraum, nämlich seinen Käfig, zu erweitern.

Die Großraumwirtschaft, wie sie Gottl-Ottlilienfeld vor Augen hat, ist dadurch gekennzeichnet, daß die Ausweitung des Wirtschaftsraumes von der Ausdehnung des politischen Machtbereiches abhängt; denn immer wieder wird auf den „Primat der Politik“ hingewiesen. Diese Idee zu Ende gedacht bedeutet, daß auch die angestrebte Weltwirtschaft, die jedem Volk das Seine gibt, nur über eine politische Führung, das heißt über eine zentrale Weltherrschaft erreicht werden kann. Dies dürfte auch die Auffassung des Autors sein; denn auf Seite 60 sagt er, es gelte „mit den benachbarten Völkern ins Reine zu kommen, sie dessen willfährig zu machen, den wechselseitigen Außenverkehr auf jene gesunde, zugleich natürliche und sowohl moralisch wie auch ethisch gültige Grundlage zu stellen, so daß jedes Volk dabei sich selber treu bleibt und doch den andern nur entgegenkommt“. Dies alles ist folgerichtig, sofern man vom bestimmenden Einfluß der politischen Führung auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeht. Damit ist man schließlich aber doch bei einem Problem weltanschaulicher Natur angelangt, das, will man das streng logisch durchdachte Gebäude einer „autarken Weltwirtschaft unter politischer Führung“ errichten, nicht gelöst, sondern nur aus der Welt geschafft zu werden braucht. Mit dem Ausdruck „willfährig machen“ hat der Verfasser angedeutet, wie und mit welchen Mitteln diese Schwierigkeit überwunden werden soll.

Was Gottl-Ottlilienfeld über die Wehrwirtschaft schreibt, deckt sich in großen Zügen mit den grundlegenden Ausführungen in der reichhaltigen wehrwirtschaftlichen Literatur Deutschlands. Zutreffend ist der Ausspruch, daß sich die liberalistische Wirtschaft im Grundsatz sozusagen wehrblind verhalte. Tatsächlich bedurfte es in der Schweiz unendlicher Anstrengungen vaterländischer und militärischer Kreise, um in der Vorkriegszeit Wirtschaft und Regierung zu einer wirtschaftlichen Kriegsvorsorge in auch nur bescheidenem Ausmaße zu bewegen. Daß eine liberalistische Wirtschaft, wie es die schweizerische Volkswirtschaft vor diesem Kriege war, nicht naturnotwendig mit absoluter Wehrblindheit geschlagen sein muß, hat andererseits auch wieder das schweizerische Beispiel gezeigt.

Der Verfasser erachtet die Mobilhaltung der Wirtschaft vor, während und selbst nach dem Kriege als unerläßlich, eine Auffassung, die auch ich in meinen Schriften „Schweizerische Wehrwirtschaft“ und „Wirtschaftliche Friedensvorsorge“ vertrat. Der sich in der Schweiz trotz Kriegswirtschaft geltend machende Hang nach liberalistischer Wirtschaftsgestaltung bedingt es, daß mit allem Nachdruck auf die ungeheuren Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Demobilmachung aufmerksam gemacht werden muß, während Gottl-Ottlilienfeld, gestützt auf die Leistungen der deutschen Wehrwirtschaft vor und während des Krieges, glaubt, der einstigen wirtschaftlichen Demobilmachung mit der gleichen eisernen Zuversicht entgegensehen zu können wie dem Sieg der Waffen.

S a m S t r e i f f.

Nationale Schriften.

Eines Schweizers Wort, von Jeremias Gotthelf. Mit einem Geleitwort von Dr. Fritz Wartenweiler. Grasmus-Verlag. Luzern 1939.

Dieses Wort eines großen Schweizers ward anläßlich des Schützenfestes vom Jahre 1842 in Chur an den Schweizerischen Schützenverein gerichtet. Allein was Jeremias Gotthelf in seiner Schützenfestrede sagen will, hat nicht nur für die Schweizer Schützen des Jahres 1842, sondern darüber hinaus für alle Schweizer, Männer und Frauen, und über die Jahre hinweg bis in die heutige Zeit Geltung. Ja, es gilt erst recht für unsere Tage, deren Not aufs Neue Selbstbesinnung und Stärkung schweizerischen Sinnes fordert. — Der Kern dieser Schützenfestrede liegt geborgen in dem Wort: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland“. „Ja“, sagt Jeremias Gotthelf, „es ist des Verfassers heiligster Ernst, wenn er sagt, daß vom Hause aus die Wiedergeburt der Schweiz gehen müsse, daß wiederkehren müssen ins Haus die alte Tugend und die alte Frömmigkeit, wenn

in Rat und Feld der alte Schweizer Sinn wieder glänzen soll". Und weiter: „Ohne häusliches Glück kein schweizerisches Glück, ohne häusliche Tugend keine Schweizer-tugend“.

Mit Recht ruft uns der Herausgeber, Dr. Fritz Wartenweiler, dieses vor fast hundert Jahren erschienene Wort eines Schweizers in Erinnerung. Denn ohne Umschweife, klar und mit herrlich frischen Bildern spricht Jeremias Gotthelf das aus, worauf es allezeit für uns Schweizer ankommt.

G. J. Roesler.

H. Koedel: Terra e gente elvetica. Verlag Fehr, St. Gallen 1939.

Die Broschüre „Terra e gente elvetica“, Schweizer Erde und Schweizer Volk, enthält einen Vortrag, den Herr Prof. Dr. H. Koedel im Auftrage des Sekretariats der Schweizer im Auslande der „Neuen Helvetischen Gesellschaft“ in den Schweizer Vereinen von Mailand, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Triest und Bergamo im Dezember 1938 hielt.

Der Vortrag wird von einem Brief G. Mottas eingeleitet, worin der verstorbene Bundesrat in sehr herzlicher Weise den Redner und Schriftsteller zu seiner wohl gelungenen Arbeit beglückwünscht.

Prof. Koedel geht von der ethnisch-geographischen Zusammensetzung der Schweiz aus; er betont die Vielgestaltigkeit und Einheit unseres Landes, wo noch in mancher Gemeinde, wie in den „comitia centuriata“ des alten Roms, die Hand unter freiem Himmel zur Abstimmung erhoben wird, um das Gesetz gut zu heißen. Der höchste Wille ist immer derjenige des Volkes, deswegen ist die Schweiz „demokratisch“ im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des Wortes. Die Schweizer wissen, daß seit den Zeiten Caesars bis heute ihr Land von größter strategischer Wichtigkeit ist. Die Bodenbeschaffenheit der Schweiz prägte ihren geistigen und politischen Charakter: vor allem die Berge, aus denen die Kraft des Volkes kommt, von dem Caesar sagte: „reliquos Gallos virtute praecedunt“. Zu den Bergen blickten die siegreichen alten Eidgenossen auf; unter dem Schutz ihrer Berge hielten die Schweizer Wache für ihr Land in den Jahren 1914—18. Auch heute sind sie bereit, diese leuchtenden freien Gipfel zu verteidigen.

Wenn die Berge sozusagen die heroische Struktur des Landes darstellen, so bilden die Täler seinen menschlichen Aufbau. Von den alpinen Hütten auf 2000 Metern Höhe bis zu den bequemen Stadthäusern hinab, spielt sich das Leben der Schweizer in einem friedlichen, arbeitsfrohen Rhythmus ab. Die Täler halten die Menschen zusammen: hier mäht der Bauer das duftende Gras, züchtet prächtige Kinder, verarbeitet die Milch zu Produkten, die den Schweizer Namen ins Ausland tragen.

Am Ende der Täler befinden sich die Industriezentren, die nicht aus dem Reichtum des Bodens heraus entstanden, sondern aus der Zähigkeit, Disziplin, Ehrlichkeit und Arbeitskraft des Volkes erwachsen sind und auf dem Weltmarkt mit den größten Ländern konkurrieren können. Zwischen zwei extremen Welten, dem alpinen Dorf und der Industriestadt, pulsiert das Leben unserer großen und kleinen Gemeinden, die, durch die modernsten Verkehrsmittel verbunden, in Harmonie und Frieden leben. 3118 Gemeinden, reich an sozialen Einrichtungen und mustergültigen Bauten, zählt unser Land. Die Schweiz besitzt einen Komplex von 5150 Erziehungsanstalten, wozu sich noch 9 Hochschulinstitutionen: sieben Universitäten, ein Polytechnikum und eine Handelshochschule gesellen. Sind es zu viele für 4½ Millionen Einwohner? Koedel verneint diese Frage, denn der Schweizer Staat ist klein an Boden, aber reich an Verlangen nach intellektueller Betätigung, und die Söhne des Landes leben nach der Norm des modernsten Fortschrittes; nur so können sie sich einen ersten Platz auf dem Felde menschlicher Arbeit bewahren. Der Vortragende erwähnt in diesem Zusammenhang die vielen Bibliotheken, Museen, Kunsthäuser, Orchester und Gesangsvereine des Landes. Er sagt, daß stets ein würdevoller Ernst den geselligen Veranstaltungen zu Grunde liegt, ein Ernst, den er „konstitutionell“ nennen möchte, da er auf einer mehrhundertjährigen Tradition fußt und der Ausdruck der Unabhängigkeit und Eintracht des Volkes ist. Wenn Berge und Täler zu Achtung und Nachdenklichkeit stimmen, so ist der See der dritte Ausdruck des Volkes, der vertrauensvolle blaue See, der das Gleichgewicht vervollständigt.

Roedel kommt sodann auf die Schweizer Kunst zu sprechen, die den Ausdruck dieses dreifachen Geistes „Achtung, Nachdenken, Vertrauen“ darstellt. Diese Elemente finden wir in einem dekorativ monumentalen Maler wie Hodler, in der ruhigeren Kunst eines Haller; auf musikalischem Gebiet könnte man sie Schoed zuschreiben. Auf literarischem Boden werden G. Keller, Ramuz und Lanjel erwähnt.

Da aber der Vortrag auf italienischem Boden gehalten wurde, gedenkt Prof. Roedel ganz besonders des größten Schweizer Dichters italienischer Zunge: Francesco Chiesa, der ebenfalls typisch schweizerische Merkmale in seiner Kunst aufweist.

Berg, Tal und See geben noch nicht die vollständige Vision des Landes, noch fehlt der Landschaft das vitale, dynamische Element: der Fluß. Unser Fluß, auf unserem Boden entsprungen, heiße er Rhein, Rhone oder Tessin, durchheilt mit dem stürmischen Drang der Jugend Schluchten und dichte Wälder, weitet sich in den Tälern und an der Grenze des Landes zu großen Seen, wie wenn er noch etwas länger auf helvetischem Boden verweilen möchte, und strebt endlich der Nordsee oder dem Mittelmeer zu. Dieser Fluß ist das Symbol der Eidgenossen, die über die Landesgrenzen hinaus ihre Arbeitskraft in alle Länder der Welt tragen. Diese Arbeit trägt verschiedene Namen: in der Vergangenheit hieß sie oft „Kunst“. In ihrem Namen arbeiteten in Italien die „maestri campionesi“ und „maestri comacini“. Rom rühmt sich der Werke eines Maderna, eines Borromini, eines Fontana. In Venedig bewundert man die Werke der Lombardo Solari, des B. Longhena, des G. Sardi. Aber auch in andere europäische Länder brachten Künstler und Handwerker ihre Arbeit. Dies gilt nicht nur für die Vergangenheit, denn heute noch behaupten sich Schweizer Künstler im Auslande, so der Musiker Honegger und der Schriftsteller J. Schaffner.

Ebenso stolz ist die Tätigkeit der Schweizer im Auslande, die den Namen „Wissenschaft“ trägt. An der Universität Harvard lehrten die berühmten Geologen Agassiz, Vater und Sohn; die Universität Brüssel zählt zu ihren bekanntesten Dozenten A. Piccard. Denken wir an die Ehrungen, die in Petersburg einem Bernoulli zu teil wurden, einem Zimmermann am Hofe Friedrichs II., A. Haller in Göttingen, von Müller in Hannover und Wien. Das „Bureau international des poids et mesures“ von Paris rühmt sich des Namens eines großen Schweizer Physikers und Nobelpreisträgers „C. E. Guillaume“.

Schweizer findet man unter jedem Himmel; sie leisten technische Arbeit, bauen Straßen und Brücken, sind im Bankwesen, in den Fabriken, im Hotelfach, auf den Plantagen zu finden. Oft haben diese Schweizer leitende Stellen inne; oft ehrt ihr Name ebenso unser Land, wie dasjenige, das sie beherbergt, zum Beispiel der große, verstorbene Verleger U. Hoepli in Mailand.

Die Schweizer im Auslande, sei es im wieder auferstandenen kaiserlichen Rom, im ungeheuren London, im belebten Paris, oder in den endlosen argentini-schen Pampas, in den Plantagen Ostindiens, in den Diamantfeldern von Transvaal, können sich einleben und doch sich selbst bleiben. Mögen sie noch so weit entfernt vom Vaterlande sein, sie wissen, daß die Flüsse, die ihnen die Wege zur Auswanderung vorgezeichnet haben, auch den Weg der Rückkehr weisen, und die Stunde ist schön, in der man flußaufwärts wandern kann. Dieser Augenblick, so schließt Roedel seinen Vortrag, wird auch für euch eintreten, und ich freue mich mit euch, denn ich weiß, daß euch zu Mute sein wird, wie dem Wanderer, der von der Mündung zum Quell steigt und bemerkt, daß das Wasser, das eben noch schwer und dumpf war, immer klingender und silberner wird und daß er nach und nach die Jugend des Flusses wieder findet. In diesem Augenblicke werdet ihr die tiefe Freude erfahren, um euch die wohltonendsten und liebsten Laute zu hören. Mit innerem Jubel werdet ihr feststellen, daß die ernste Erde, die nachdenkliche Erde, die vertrauensvolle Erde, euer kleines großes leuchtendes Land den Zurückkehrenden anerkennt und in Liebe aufnimmt.

R e n a t a G o s s e n - E g g e n s c h w i l e r .

Die Schweiz, mein Land, herausgegeben von Otto Walter und Julius Wagner.
Verlag Otto Walter A.-G. und Verkehrsverlag A.-G. 1939.

Ein monumentales Prachtwerk, geschmackvoll eingebunden, auf 600 Seiten in Bibelformat verschwenderisch gedruckt, ausgestattet mit 16 vierfarbigen Kunstblättern und über 800 Abbildungen: voll Erwartung mag man nach dem Bande

greifen, — nicht ohne ein zwiespältiges Gefühl der Enttäuschung legt man ihn wieder weg.

Im Jahr der Landesaussstellung erschienen, verfolgt das Werk das gleiche Ziel wie die Höhenstraße: 59 Mitarbeiter, darunter drei Bundesräte und auch sonst viele Namen von Rang und Klang, sollen ein Bild von der Eigenart unseres Landes und Volkes geben, „eine grundlegende Dokumentation schweizerischen Schaffens“, „eine umfassende Darstellung schweizerischer Geschichte, Kultur und Arbeit“. Die feierliche Erklärung von Bundesrat und Bundesversammlung vom 21. März 1938 leitet, zusammen mit den Worten des damaligen Bundespräsidenten Philipp Etter über die kulturelle Sendung der Schweiz, eine Folge von fast 60 Aufsätzen ein, die von einer Darstellung der Geschichte der Eidgenossenschaft bis zu einer Übersicht über die klimatischen Kurorte und Heilbäder gehen, vom geologischen Aufbau bis zum Querschnitt durch schweizerische Industriefragen, vom künstlerischen Schaffen bis zur Hotellerie. Eine rätoromanische Anthologie ist vorhanden so gut wie ein Überblick über das schweizerische Post- oder Bankwesen, um nur einige Pole zu nennen. Hervorragende Mitarbeiter, „von denen jeder einzelne als Autorität auf seinem Gebiet angesprochen werden darf“, bieten die Gewähr, daß der Leser sehr viel Wesentliches und Wertvolles findet. So begegnet man gerne etwa der aufrüttelnden Darstellung der Umschichtungen im Aufbau unseres Volkskörpers, die der Direktor des eidg. statistischen Amtes gibt. Man liest heute, im Herbst 1940, die Worte des Oberstkorpskommandanten Wille mit Betroffenheit: „Staaten gehen nicht am äußeren Mißgeschick, sondern an der inneren Lässigkeit zugrunde. In ruhigen Zeiten verrät sich nur dem scharf Prüfenden der Grad der Wachsamkeit seiner Nation. Die Menge täuscht sich darüber weg; denn es ist kein Grund zu Bedenkllichkeiten da. Bis einmal der Krieg die Wahrheit an den Tag reißt. Er ist der öffentliche Rechnungsbericht einer Nation. Er deckt alles auf und das Versteckteste am krassesten. Wenn man sich sonst über das Wesen eines Volkes irren kann, im Kriege nie“.

Also viel Gutes, Vortreffliches. Aber freilich: eine Geschichte der Eidgenossenschaft von der Prähistorie bis in die Gegenwart auf 15 Seiten, Schweizer Lied und Schweizer Musik auf 2 Seiten, Geographie der Schweiz auf 4 Seiten, Dichtung der Eidgenossen auf 6 Seiten, usw., usw. — vertiefendes Eindringen ist da nirgends möglich, im besten Fall ein klärender Überblick. Gibt das Buch als Ganzes einen solchen Überblick? Ist es „eine Gesamtdarstellung des nationalen Lebens der schweizerischen Gegenwart“, wie das Vorwort verspricht? Die Vorzüge der einzelnen Arbeiten unbestritten — Anlage des Ganzen und Auswahl des Stoffes, sind sie so, daß das Werk die Schweiz repräsentiert und ihre wesentlichen Züge richtig zur Geltung bringt? Einseitigkeiten sind hier gewiß unvermeidlich. Sie können charaktervoll sein. Der Zufall wird bei einer so großen Zahl von Mitarbeitern immer eine Rolle spielen. Aber wenn beispielsweise den Privatschulen der Schweiz ein eigenes Kapitel eingeräumt ist, nicht aber der öffentlichen Schule, die doch bei uns, charakteristisch genug, eine überragende Rolle spielt; wenn der Faß als das nationale Kartenspiel der Schweiz eine besondere Würdigung erfährt, nicht aber unsere Sprache, nicht unsere Hochschulen, nicht das Parteiwesen, nicht Verfassung, Recht und Gericht des Bundes und der Kantone, so ist das nicht mehr eigenwillige und charaktervolle Einseitigkeit, sondern Willkür, eine Verzeichnung des Bildes. Die Abschnitte über die Schweiz als Reiseland und die kommerzielle und industrielle Schweiz machen einen Drittel des Buches aus. Aber von 74 Textseiten sind hier nur vier der Landwirtschaft gewidmet. Das ist eine Verteilung des Gewichts, die doch zu denken gibt.

Der Leser wird das freilich nicht so ohne weiteres gewahr werden. Eine Fülle von Wissen, Geist, Einsicht, Schönheit wird ja vor ihm ausgebreitet, die er dankbar und stolz entgegennimmt, Spiegelungen schweizerischen Wesens von unzähligen Gesichtspunkten aus, immer neue Seiten enthüllend. Er blättert unverpflichtet in dem Vielerlei, greift hier etwas heraus, was ihm zusagt, liest auch wohl einige Seiten, nimmt sich andere für später vor, und im übrigen hält er sich einmal an die Bilder, an den verschwenderischen Überfluß der Bilder. Landschaften, Tiere, Menschen, Städte, Bauten, historische Denkmäler und Dokumente aller Art, meist in vorzüglichen Aufnahmen, oft freilich mehrere Abbildungen auf derselben Seite. Unfähig, sich in ein Einzelnes wahrhaft zu vertiefen, gleitet auch

hier das Auge bald oberflächlich über alles weg. Schließlich legt man das Buch dorthin, wo es hingehört: an gut sichtbare Stelle in der guten Stube. Mit seinem Grundsatz: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, scheint uns das Werk so, trotz allem bedeutenden Aufwand an Leistung und Arbeit, ein Ausdruck des Materialismus unserer Zeit. Es führt schließlich weniger zur Befinnung, als zur Zerstreuung und zur Oberflächlichkeit.

„Geistige Landesverteidigung“: das Unternehmen stammt aus jener Zeit, wo dieses Wort zu Tode geredet worden ist. Dazu sei noch einmal eine Stelle aus dem gewichtigen Beitrag von Wille angeführt: „Wir ziehen es vor, von der „geistigen Landesverteidigung“ zu reden, weil gutklingende Worte angenehmer sind als herbe Tatsachen. Unser Vaterland wird aber in der Stunde der Not nicht durch die „geistige Landesverteidigung“ gerettet, sondern allein durch die Kraft der Waffen und durch die Seelenstärke der Menschen, welche sie führen“. Uns will scheinen, ein Band Kellerbriefe, die schmalen Hefte der Tornisterbibliothek, Inglin's Schweizerpiegel, um aufs Geratewohl einiges herauszugreifen, seien eher ein Nährboden, in dem jene Seelenstärke wachsen kann, die wir brauchen, wenn wir unsere Eigenständigkeit behaupten wollen. Bescheidener im Auftreten und anspruchsvoller in ihrer Forderung, leisten sie mehr zur Selbstbefinnung, welche dem Verteidigungswillen vorausgehen muß, und zeugen gültiger von unserer Art, als dieser schwere, prunkvolle Foliant, der durch Masse wirkt, um die Masse zu gewinnen.

F r i x R i t t m e r.

Albert Hauser: Das eidgenössische Nationalbewußtsein. Sein Werden und Wandel.
Verlag AG. Gebr. Leemann & Co. Zürich-Leipzig 1941.

Unser Land in seiner Mannigfaltigkeit, mit seinen vier Hauptsprachen, den vielen Mundarten, den ausgeprägten Sonderentwicklungen, denen kantonale Verfassung und Gesetzgebung weitgehend Rechnung trägt, ist durchpulst von einem starken Nationalgefühl, das, allen Unterschieden zum Trotz, die Schweizer eng zusammenschweißt. Hauser geht in der vorliegenden Broschüre dem Ursprung dieses Nationalgefühls nach, das er mit Monnard als eine „force mystérieuse“ bezeichnet. Gründliches Quellenstudium läßt den Verfasser in den alten Eidgenossen einen tief wurzelnden Heimatsinn erkennen, der sich allmählich zu einem Patriotismus für das allgemeine Vaterland entwickelt. Ein Hauptmoment in diesem Anfangsstadium bildet der allgemeine Haß gegen das Haus Habsburg. Dieser wird zum Gegensatz zum Reich, als das Fürstenhaus den Kaiserthron dauernd behaupten kann.

Im 15. Jahrhundert brauchen die Quellen, noch ganz vereinzelt zunächst, den Ausdruck „Vaterland“, aber in den innern Zwistigkeiten, die der Alte Zürichkrieg auslöst, erwacht der Sinn fürs Ganze, und warnende Stimmen werden laut, die den Untergang der Eidgenossenschaft prophezeien, wenn der unselige Streit nicht bald ein Ende nehme.

Die Periode der Burgunderkriege drängt die Eidgenossen in eine scharfe Abkehr von Frankreich und, von Ludwig XI. provoziert, wird von den Eidgenossen das deutsche Volksbewußtsein sogar eine Zeitlang betont. Allerdings verstummen diese gelegentlichen Äußerungen bald, und die Verstimmung gegen das Reich, das sie in den Burgunderkriegen im Stich gelassen hat, kommt zum Ausdruck. Dazu gesellt sich ein Konkurrenzhaß der eidgenössischen Söldner gegen die deutschen Landsknechte. Im Kriegshandwerk der alten Eidgenossen, das aus wirtschaftlicher Not entstanden war, sieht Hauser zunächst keine Gefahr für das Nationalbewußtsein, er glaubt im Gegenteil, daß sich in diesem charakteristischen alteidgenössischen Beruf der Gemeinnsinn nur verstärken konnte.

Im Schwabenkrieg, wo sich die Eidgenossenschaft tatsächlich vom Reiche löste, erfuhr das Nationalbewußtsein natürlich eine ganz bedeutende Stärkung. Chronisten ersetzen in der Folgezeit in ihren Werken den Reichsadler durch den Freiheitshut, und die Anerkennung der Eidgenossenschaft durch das Ausland ließ auch nicht auf sich warten. Bereits 1516 redete der Papst von einer eidgenössischen Nation, andere Regenten folgten. Als Charakteristikum hebt Hauser auch hervor, daß eben in jener Zeit der Chronist Etterlin die Anfänge der eidgenössischen Nation aufspürt und daß 1511 auch das Urner Tellenpiel erscheint. War das Nationalgefühl am Haß gegen Habsburg erwacht, so erlebte es zur Zeit der eidgenössischen Großmachtstellung seine volle Entfaltung; das stärkste Motiv dazu war

wohl das gemeinsame historische Erleben. Entscheidend war auch, daß der um die Jahrhundertwende einsetzende Humanismus sich um das Herkommen der Eidgenossen bemühte, und wenn diese Forschungen auch keine historisch wertvollen Entdeckungen erzeugten, so stärkten sie doch das Nationalbewußtsein. Und endlich wagte Aegidius Tschudi den kühnen Schritt, indem er in seiner Chronik durch geschicktes Operieren mit den Quellen die Eidgenossenschaft zum Nationalstaat erhob.

Hausler schließt seine Ausführungen mit zwei Zeugnissen aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Zürcher Josias Simmler anerkannte in seinem Werk wohl, daß der Eidgenossenschaft das zwar fehle, was zu einem Staate unbedingt gehöre, nämlich eine oberste Gewalt. Aber der enge Zusammenhang unter den einzelnen Orten berechtigte sein eidgenössisches Empfinden zur Behauptung, daß die Eidgenossenschaft trotzdem ein Staat genannt werden dürfe. Ganz anders der Franzose Bobin, welcher der Eidgenossenschaft die staatliche Berechtigung absprach, weil ihr eben diese oberste Gewalt fehlte. Daß die volle Sympathie der Eidgenossen ihrem Landsmann Simmler zuteil wurde, ist begreiflich.

Was den Wert von Hauslers Broschüre noch erhöht, ist das Stück Heraldik, das der Verfasser seinen Lesern in einem Anhang bietet. Wir erfahren von der Bedeutung des weißen Kreuzes im roten Feld, von den Bannern der Orte, die bis ins 15. Jahrhundert auf Kriegszügen eine allgemein eidgenössische Fahne ersetzen und von der echt schweizerischen Kunst der Wappenmalerei, deren erste Dokumente bis in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts zurückgehen.

Die Illustrationen, die mit einer Ausnahme aus der Kunst des 16. Jahrhunderts stammen, erläutern den Text und machen das Heft zu Geschenkwegen besonders geeignet.

M. Greiner.

Denis de Rougemont: Mission ou démission de la Suisse. Verlag: La Baconnière, Boudry. Neuchâtel 1940.

Was hat uns Rougemonts letztes Werk „Mission ou démission de la Suisse“ zu sagen? Der dem Neo-Konservatismus nahestehende Verfasser, der verlassene Grundsätze frisch zu beleben versucht, weist jedes System, jede Zentralisation sowie jeden politischen Eingriff zum Nachteil der Person entschieden zurück. Er ist vielleicht einer unserer geistigen Aktivisten, die, selbst wenn uns seine Ideen un bequem erscheinen, befähigt sind, mit der Waffe des Stirnarbeiters den ersten Anstürmen standzuhalten.

Im Hinblick auf die Selbständigkeit der Kantone entwirft Rougemont ein interessantes Zukunftsbild und meint, daß die Sendung unseres Volkes in Europa durch die Föderalisierung der Staaten einen günstigen Verlauf nehmen müsse. Letztere erfolgt aber nicht durch Massenkonzentrationen, nicht durch Parteiflügel oder etwa Verstaatlichung der persönlichen Idee, sondern ganz im Gegensatz ist Föderalismus ein freier Bund, welcher der Verschiedenheit wegen zustande gekommen ist. Die Tiefe dieser Aufgabe zu erfassen, die mit der christlichen Welt im Einklang steht, darin liegt die Mission der Schweiz.

Immer wieder wird das „Schweizerische“ unserer Kultur in Abrede gestellt. Rougemont aber weist nicht bloß auf die Souveränität der Kantone hin, vielmehr ist die Schweiz, in ihrer unveränderten Gebietsgröße von einem traditionellen Verteidigungsgeist durchdrungen, sie ist die Hüterin der Person, der Rot-Kreuz-Institutionen und des Völkerbundgedankens. Es strömt aus ihr ein Einfluß auf die kriegslustigen Völker wie eine Mahnung, denn sie stellt den ewigen Ansporn jener Konstante dar, welche die Schwierigkeiten in concreto zu lösen vermag.

Wohl überlegt, ich will den Autor nicht als ausgesprochenen Calvinisten hinstellen. Worin ich mich persönlich zu ihm hingezogen fühle, liegt begründet in dem einen Satz: Christ sein verpflichtet und befreit!

Robert-C. Du Pasquier.

Urschweiz, von Walter Läubli und Hermann Stieger. Mit 100 Bildern und literarischen Beiträgen von 11 innerschweizerischen Schriftstellern. Verlag C. J. Bucher, Luzern 1941.

In Wort und Bild führt uns dieses schöne Werk in Kunst, Sitten und Gebräuche des täglichen Lebens der Urschweizer ein. Was hier Walter Läubli als Photograph und H. Stieger als Dichter geschaffen haben, ist eine große und voll-

ständige Arbeit. Einige besonders schöne und markante Bilder sind u. a.: Lungernsee, Schwyzer Bauer, Am Mittagstisch, Brunkofen im Ital Reding-Haus in Schwyz und Schwyzerin in der alten Sonntagstracht. Prächtige Außen- und Innenaufnahmen, mit den eingestreuten Texten und Gedichten verbinden sich zu einem sprechenden, schönen und künstlerischen Bild der Urschweiz. Dieses Buch bedeutet eine bleibende Erinnerung an den 650. Geburtstag der Eidgenossenschaft, weil es zur Besinnung und Einkehr mahnt.

Otto F. Meyer.

Standhaft und getreu. 1291—1941. Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia von Oskar Bauhofer, Arnold Jaggi, Georg Thürer. Mit Geleitworten von Bundesrat Philipp Etter und General Henri Guisan. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1941.

Es ist eine glückliche Idee, dieses Büchlein, das anlässlich der 650-Jahrfeier der Eidgenossenschaft von Kantonsregierungen und Gemeinden der Jugend überreicht wurde, der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Im Vorwort wendet sich Herr Bundesrat Etter an „die freigeborene Jugend eines freien Landes“, die in getreuer Pflichterfüllung der Heimat am besten dient.

Die kernigen Worte „Zum Geleit“ von Herrn General Guisan weisen die künftige Generation zur Zucht in der Freiheit und zum freiwilligen Opfer in schwerer Zeit.

Die Namen der Betreuer des schlanken Bändchens: Oskar Bauhofer, Arnold Jaggi und Georg Thürer, verbürgen für die glückliche Lösung einer nicht leichten Aufgabe. Der Schweizer Jugend werden durch das Wort und das Bild in einprägsamer, unaufdringlicher Weise alle lebenswichtigen Probleme nahegelegt. Aus der Fülle des Stoffes ist von Kennern der Jugend das Richtige herausgegriffen und in eindrucksvolle Beziehung zur Gegenwart gebracht.

Den Anfang bildet eine Übertragung des Bundesbriefes; anschließend folgen Auszüge aus der Bundesverfassung, aus Briefen, Reden, Chroniken; ferner Aussprüche und Schriftstücke von Männern und Frauen aller Zeiten. Das Bild ist zum Vorbild geworden. Die Jugend hält Einkehr bei den größten Denkern, Dichtern und Staatsmännern unseres Landes; auch die Schweizerfrau ist würdig vertreten.

Der Verlag hat das Büchlein sinnvoll ausgestattet. Die große Wiedergabe von bedeutenden Köpfen unseres Landes und der Abdruck wenig bekannter Stiche seien dem Verleger als besonderes Verdienst angerechnet. Wunder schön ist der Einband, auf dessen warmem Rot die Titelvignette von Hodler: Betender Krieger, zum Symbol der Treue und Standhaftigkeit wird.

Das Buch ruht auf gutem Schweizer Herkommen und wird alle, die der Jugend zur Seite stehen, begeistern.

Rosa Schudel-Benz.

Biographie.

Die Biographie ist ein vielumstrittenes Gebiet der Literaturkunde. Es ist richtig, daß sie dazu verlockt, zu tief in der bloßen Registrierung des Tatsächlichen zu versinken, und es mag auch sein, daß der sog. Positivismus darin zu viel getan hat: jede Tatsache schien ihm bemerkenswert, wenn sie nur verbürgt war und in einer Anmerkung belegt werden konnte. Die Reaktion kam und wandte sich nun mit vollen Segeln der Deutung der Werke eines Schaffenden zu, worüber das Tatsächliche des Lebensganges vernachlässigt wurde. Schließlich bemächtigte sich der biographische Roman des Themas und entfremdete die Lebensdarstellung völlig den Grundätzen, die ein gesunder Menscheninn im Buche über einen Schaffenden vertrauensvoll voraussetzt.

Der unbefangene Literaturfreund ist der Meinung, daß es möglich sein müßte, von der Seite des Lebens her einen Zugang zum Werke des Künstlers zu finden: vielleicht ist dieser Zugang ein Umweg, aber er ist für manchen bequemer zu gehen als eine überspitzte und abstrakte Deutung. Das Bedürfnis, durch eine schlichte und zuverlässige Darstellung des Lebens dem Wesen eines bedeutenden Menschen und seinem Werke näher zu kommen und von dieser Seite her zu fördernden Erkenntnissen zu gelangen, ist jedenfalls vorhanden, und es wird auf verschiedene Weise versucht, ihm zu genügen.

Eine sehr feine und eindringende Würdigung läßt **Alphons Nobel** der „**Frau von Stein, Goethes Freundin und Feindin**“ (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1939) zuteil werden, nachdem ja schon Dünker und Bode sich in umfangreichen Darstellungen mit dieser seltsamen Frau beschäftigt haben. „Bode hat von Dünkers Büchern gesagt, es sei eine Zuchthausstrafe, sie zu lesen. Was Dünker über Bodes Buch gesagt hätte, bleibt ein Geheimnis“. Alphons Nobel nimmt weder für Charlotten noch gegen sie Partei: er stellt dar, und zwar tut er dies auf Grund ausgedehntester Sachkenntnis und mit einem ausgefuchten Verständnis für die schwere Schicksalslage und seelisch gebrechliche Wesensart der Freundin Goethes, die er mit der viel robusteren Christiane eindrucksvoll kontrastiert. So ist zuletzt das unlösbare Rätsel ihrer menschlichen Artung nicht gelöst, aber es fällt so viel Licht auf sie, daß man sie und zugleich ihre Welt, die Welt Weimars, mit allen Widersprüchen ihres Innern klarer sieht und fühlbar angeregt wird, manchen Fragen nachzugehen, die dieses sympathische Buch aufwirft. — **Robert Janede** schreibt unter dem Titel „**Friedrich und Sophie**“ (Essener Verlagsanstalt 1940) den „Roman einer Liebe“. Es ist die Geschichte der Begegnung zwischen Novalis und der dreizehnjährigen Sophie von Kühn, die als fünfzehnjährige Braut des Dichters sich einer Operation unterzog, aber nicht mehr gerettet werden konnte. Dieses bedeutende novellistische Motiv der Liebe des jungen Dichters zur Halbwüchsigen reizte den Darsteller — daß es gerade Friedrich von Hardenberg war, der dabei eine Wende seines Daseins erlebte, daß von hier aus Licht auf sein Wesen und Schaffen fallen könnte, daran geht er bewußt vorbei: er schreibt „die Geschichte aller jungen Liebenden, deren Frühling kein Sommer mehr folgt“. — Eine vielleicht weniger literarisch als allgemein kulturgeschichtlich interessante Darstellung von „der Juliane von Krüdener seltsamen Irrfahrt“ gibt **Joachim von Kürenberg** unter dem Titel „**Das Sonnenweib**“ (Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1941). Mit ausgezeichneter Kunst der Erzählung — man hat beständig das Gefühl, einen Augenzeugen aus der nächsten Umgebung der Heldin anzuhören — verfolgt der Autor Schritt für Schritt das von Sensation zu Sensation schreitende Leben der Kurländerin, die an den berühmtesten Persönlichkeiten der Zeit vorbei aus der Hut des Vaterhauses an den russischen Hof und später ins ausgelassene Leben der französischen Hauptstadt gerät, zur religiösen Schwärmerin wird und schließlich, nachdem sie allem Außerlichen entsagt hat, das oft genug in ihrem Leben eine Rolle gespielt, glaubensstark, still und weitab in der Arim stirbt. Die Darstellung fußt auf umfassenden Studien der Literatur und ist dennoch romanhaft gehalten, so, daß Einzelheiten etwas gestellt erscheinen. Aber im Wesentlichen wirkt sie romanhaft, weil hier das Leben selber einen Roman vorgebildet hat, der an innerer Spannung und an Reichtum der Einfälle auch von einem phantastischen Kopfe kaum zu übertreffen wäre. — Einer vierten Frau gilt das anmutig-wehmütige Buch von **Richard Wilhelm**: „**Die Gunderode, Dichtung und Schicksal**“ (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1938). Mit liebevoller Einbringlichkeit und vollendetem Takt schildert Richard Wilhelm das zarte Wesen der Lyrikerin, die starke Anregungen von der jungen Romantik erhalten hatte, von einer Liebe zum Heidelberger Altertumsforscher Friedrich Creuzer erfaßt wurde und, als dieser „entsagte“, sich den Tod gab. „Ob sie für die Erde überhaupt geschaffen war, ob eine wirkliche Verbindung mit Creuzer sie erhalten hätte, darüber kann man schwermütige Bedenken hegen“. Ihr Bildnis, so licht und durchdringend gezeichnet, wie es in diesem Buche vorliegt, bleibt uns wert — nicht nur als Zeugnis eines reinen Menschentums, sondern auch als ergreifendes Beispiel der seelischen Lage jener Menschen, die an einer Wende der Entwicklung zu der Moderne standen. — Was von der Gunderode gilt, gilt ganz auch von dem ebenfalls früh verstorbenen romantischen Maler **Philipp Otto Runge**, dessen menschliche Existenz und künstlerisches Schaffen **Theodor Bohner** meisterhaft in einem prächtig ausgestatteten und mit ausgezeichneten Bildwiedergaben gezierten Prachtbande würdigt (Frundsberg-Verlag, Berlin 1937). Runge starb im Jahre 1810 und „hatte stets geglaubt, der Träger einer neuen Kunst zu sein“. Aber erst „an der Schwelle zum zwanzigsten Jahrhundert sammelte ein lebendiger Deutscher, Alfred Lichtwark in Hamburg, aus Vergessenheit und Trümmern das Werk des Künstlers“, und hatte die Gewißheit: „Die Schüler, die Runge im neunzehnten Jahrhundert nicht bilden konnte, wird ihm das zwanzigste zuführen“. Wir stehen staunend vor der

Kraft seiner Zeichnung und Farbgebung, vor der Frische seiner literarischen Skizzen, und es ist jetzt gerade die rechte Zeit, daß diese gehaltvolle Würdigung erscheint, da allenthalben sichtbar wird, wie weit wir den Begriff der „Romantik“ dehnen müssen, sollen wir ein richtiges Verhältnis für diese Epoche gewinnen. — In allen Untersuchungen über die Romantik wird, wenn sie gründlich sind, immer wieder Herder genannt werden müssen, war er doch einer der gewaltigsten Anreger der deutschen Geistesgeschichte, der weit über die engen Grenzen seines irdischen Lebens hinaus wirkte. Aber eben deshalb ist er nicht gerade leicht zugänglich, da er nicht mit lange geprägten Formulierungen aussprechen konnte, was ihn bewegte, und es ist zu begrüßen, wenn **Wolfdietrich Rasch** in der „Handbücherei der Deutschkunde“ eine Würdigung, „**Herder, sein Leben und Werk im Umriss**“ (Verlag Max Niemeyer, Halle/Saale 1938) erscheinen läßt. Sie schöpft aus der Fülle, gibt mit gescheitem Urteil einen Eindruck von der Mannigfaltigkeit der Ideen, die sich in Herders Denken kreuzten, und weiß beziehungsweise das Bedeutende ins Licht zu heben. So ist das handliche Buch, wenn man nicht zu den umfangreichen älteren Darstellungen von Hahn oder von Kühnemann greifen will, ein aufschlußreicher und sehr willkommener Begleiter bei der Herderlektüre und hilft einem mit seinen Hinweisen über manche Schwierigkeit freundlich hinweg. — So wenig wie Herder kann Gottsched aus der deutschen Geistesgeschichte hinweggedacht werden, und es ist richtig, daß die Literaturgeschichten sein Bild oft etwas unzulänglich gezeichnet haben, indem sie sich etwa in der Darstellung seines literarischen Kampfes mit Bodmer und Breitinger einer zu bequemen Schwarzweißmalerei bedienten. **Dr. Gerhard Schimansky** unternimmt es in dem Buch „**Gottscheds deutsche Bildungsziele** (Dt.-Europa-Verlag, Königsberg 1940), die positiven Seiten des kulturpolitischen Wirkens Gottscheds klarzulegen und ihn als Erneuerer der dichterischen Vergangenheit Deutschlands und des deutschen Sprachgebietes zu feiern, der die deutsche Geschichte sehr wenig etwa als Aufklärer, stark aber „aus seinem nationalen Blickpunkt heraus“ sah, und zu schildern, wie tief er auf Wissenschaft, Sprache, Dichtung, Theater, Gesellschaft und Nation seiner Heimat wirkte. Wohl wird auch dieses Bild Gottscheds noch Korrekturen oder doch Zusätze erfahren müssen, aber es ist erfreulich, ein literarisches Porträt, das man immer im Profil oder höchstens im Halbprofil gesehen, nun einmal en face präsentiert zu bekommen, weswegen auch der Freund der deutschen Literaturgeschichte dieser Veröffentlichung fruchtbare Anregungen dankt. — Weit weg vom Roman „Friedrich und Sophie“ von Robert Janede steht die Schrift von **Anni Carlsson** „**Die Fragmente des Novalis**“ (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939), obschon sie sich mit demselben Friedrich von Hardenberg beschäftigt. Hier handelt es sich um eine streng literaturkundliche Darstellung — übrigens eines der schwierigsten und vieldeutigsten Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Die Autorin geht sehr gewissenhaft und sachte durch das Dickicht ihres Gegenstandes, und es fehlt ihr auch nicht an der gebotenen Umsicht — obschon man sich fragen kann, ob manche Einzelfrage sich nicht klarer löste, wenn der Blickpunkt noch viel weiter gewählt würde. Auch bei der Lektüre dieses Buches taucht einem die beglückende Erkenntnis auf, wie des Ringens um die Wahrheit kein Ende ist, und wie wertvoll jede ehrliche Bemühung heißen werden darf, sie zu erlangen.

Ist es für den Literaturfreund ein Bedürfnis, vom Leben eines Schaffenden zu erfahren, mit dessen Werken er sich beschäftigt, so ist es erst recht ein Bedürfnis für den, der in die Welt eines Dichters Eingang sucht: er möchte eine allgemeine Orientierung erhalten, damit er weiß, was seiner wartet, und er nicht am Wesentlichen vorbeigeht. Besonders für Schulen, aber auch für viele, die auf eigene Faust sich durch Dichters Lande schlagen, sind solche erste Orientierungen und Einführungen fast unentbehrlich, wenn die Bemühung um die Literatur sich lohnen soll. Und dennoch ist nicht sehr viel Geeignetes vorhanden, diesem Bedürfnis zu genügen. Denn die oft recht lebernen Einleitungen zu billigen Schulausgaben von Dichterverken geben meist gerade das nicht, was zuerst gewünscht werden müßte: Blickpunkte und Einstimmung. Nun aber ist eine Ausgabe von solchen Einführungen im Erscheinen begriffen, die wir nicht freudig genug begrüßen können. Der Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart gibt (unter Mitwirkung der Deutschen Akademie in München), würdig der Traditionen ihres Hauses, die Sammlung „**Die Dichter der Deutschen**“ heraus: handliche,

geschmackvoll gebundene und schön gedruckte Bändchen von je rund 6 Druckbogen Umfang, von denen jedes einem deutschen Dichter gewidmet ist. Es war die Möglichkeit, in diesen Bändchen alles Wissen unserer Zeit um einen Dichter zusammenzutragen oder ihn zu deuten und in allgemeinste Zusammenhänge der Geistesgeschichte einzuordnen. Die Herausgeber haben weder die eine noch die andere Möglichkeit gewählt. Sie haben Menschen aufgebeten, die ihr besonderes persönliches Verhältnis zu ihrem Dichter haben und nun in der Darstellung seines Lebens und Schaffens davon Kunde geben. So entstanden — je nach dem Temperament der Autoren — nicht immer durchaus objektive, die letzten Ergebnisse der Forschung berücksichtigende Lebensbilder, aber Darstellungen von ausgesprochener Lebendigkeit: ein Mensch (oft genug ist er selber Künstler) zeugt für die Weise, wie ihm ein anderer wesenhaft erscheint. Für eine erste Annäherung an die Welt eines Dichters könnte man sich keine geeignetere Führung denken als diese Führung eines empfindenden Herzens. Da würdigt **Gertrud Bäumer** mit warmer Eindringlichkeit **Wolfram von Eschenbach**, und **Hermann Cris Busse** schildert mit spürbarem Behagen das Leben und den Lebenskreis von **Grimmelshausen**. Schön wird **Bernt von Heiseler** dem Wesen **Heinrich von Kleists** gerecht, und **Edgar Maaß** weiß das mannhafte Leben **Seffings** eindrücklich zu würdigen. Mit feiner Verteilung der Akzente läßt **Josef Magnus Wehner** das Bild **Hebbels** vor uns erstehen, und **Robert Hohlbaum** findet gute Worte für die Charakterisierung **Grillparzers** — der ja gar nicht so leicht zu verstehen ist, wie manche Voreilige es wahr haben wollen. Aus der Nähe des Blutes schreibt **Hermann Claudius** über seinen Vorfahren **Matthias Claudius** und **Martin Behaim-Schwarzbach** aus einer innern Wahlverwandtschaft über **Novalis**. Sehr gut persönlich wendet **Albrecht Goes** sein literarisches Bildnis **Mörkes**, eine gehaltvolle, glücklich abgewogene Darstellung widmet **Emil Merker** dem Leben und Schaffen **Stifters**, und **Tamara Ransay** beschwört in Ehrfurcht das Bild der **Annette von Droste-Hülshoff** herauf. Aus tiefem Verständnis heraus (es ist bei diesem Dichter besonders geboten) schreibt **Hans Leip** über **Silencron**, **Friedrich Giese** reicht eine frische Darstellung des Lebens **Fritz Reuters**, und **Peter Scher** endlich wendet sich in einem Bändchen, das man dankbar aufnimmt, der Menschlichkeit **Wilhelm Buschs** zu. Die Sammlung wird fortgesetzt, schon, glaube ich, sind weitere Bändchen unterwegs.

Vermerken wir noch anhangsweise, daß eine pietätvolle Schrift „**Maria Waser zum Gedächtnis**“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1939) die Ansprachen herausgibt, die anlässlich des Heimgangs dieser edeln Frau in Zürich, Bern und Herzogenbuchsee gehalten worden sind, und daß eine liebevolle **Meinrad Lienert-Gedenkschrift** (Schwyzerlüt-Verlag, Oberdießbach 1938) in vielen wertvollen Beiträgen an unseren lieben und dem Andenken teuern Mundartsjäger erinnert.

Carl Günther.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Bänninger, Konrad:** Zwischen Denken und Handeln. Neue Umrisse und Aufzeichnungen. Paul Haupt, Leipzig 1941. 160 Seiten, Fr. 6.—.
- Betschart, Idesons:** Theophrastus Paracelsus. Benziger-Verlag, Einsiedeln 1941. 172 Seiten, m. 1 Titel- und 4 Einschaltbildern. Fr. 6.70.
- Bleibendes Gut.** Ausgewählte Stücke der Schweizer Literatur vom Waltharilied bis Carl Spitteler. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1941. 320 Seiten und 16 Bildtafeln, Fr. 8.—.
- Farner, Oskar:** Land! Land! Worte von Johann Caspar Lavater. Zwingli-Bücherei No. 23. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 93 Seiten, Fr. 3.—.
- Frenßen, Gustav:** Lebensbericht. G. Grote, Berlin 1941. 352 Seiten, 24 Bildtafeln, M. 6.50.
- Gelzer, Matthias:** Julius Caesar. Der Politiker und Staatsmann. Georg D. W. Callwey, München 1940. 360 Seiten, 15 Bildtafeln, 1 Karte, M. 9.—.

- Glauser, Friedrich:** Krock & Co. Wachtmeister Studers vierter Fall. Kriminalroman. Morgarten-Verlag, Zürich 1941. 226 Seiten, m. 17 Illustrationen, Fr. 6.50.
- Goethes Briefe aus der Schweiz (1779).** Holbein-Verlag, Basel 1941. 94 Seiten.
- Griesebach, Eberhard:** Was ist Wahrheit in Wirklichkeit? Eine Rede über die gegenwärtige Krise des Wahrheitsbegriffs und zehn Thesen zum europäischen Grundlagenproblem. Paul Haupt, Bern 1941. 42 Seiten, Fr. 1.80.
- Haushofer, Karl:** Japan baut sein Reich. Die Geschichte der Reichsidee in Japan. Zeitgeschichte-Verlag, Berlin 1941. 331 Seiten, mit 225 Abb., M. 8.50.
- Hertommer, Julius:** Lybien von Italien kolonisiert. Ein Beitrag zur vorbildlichen Kolonialpolitik Italiens in Nordafrika. J. Bielefelds Verlag, Freiburg i. Br. 1941. 195 Seiten, M. 3.80.
- Herold, Hans:** Commentaire de l'Impôt fédéral sur le chiffre d'affaires. Edition française, par Eugène Nussbaum. Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1941. 270 Seiten, Fr. 11.—.
- Herold, Hans:** Kommentar zur Eidgenössischen Warenumsatzsteuer. Verlag f. Recht u. Gesellschaft, Basel 1941. 260 Seiten, Fr. 9.60.
- Hods, Elfe:** Pius II. und der Halbmond. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1941. 238 Seiten, 4 Bildtafeln, M. 5.20.
- Hutmacher, Hermann:** Hubel Franz. & Gschicht us em Läbe. Francke, Bern 1941. 144 Seiten, Fr. 5.20.
- von Keller, Robert:** Von der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft. W. Kohlhammer, Stuttgart 1940. 120 Seiten, M. 3.60.
- Landolt, Esther:** Ewige Herde. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich 1941. 428 Seiten, Fr. 10.80.
- Lüdicke, H.:** Frank Buchsers amerikanische Sendung 1866—1871. Eine Chronik seiner Reisen. Holbein-Verlag, Basel 1941. 140 Seiten, 4^o, mit 9 Abbildungen, 93 Kupferdruckbildern und 1 farb. Wiedergabe, Fr. 25.—.
- Marc, Franz:** Briefe aus dem Feld. Rembrandt-Verlag, Berlin 1941. 168 Seiten, mit 32 Bildern.
- Meyer, Arthur Emanuel:** Das große Erwachen. Erzählungen. Zwingli-Bücherei No. 18. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 109 Seiten, Fr. 3.50.
- von Moos, Herbert und Andres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band II. Vorträge 6 und 7. Hallwag, Bern 1941. 40 und 32 Seiten, je Fr. 1.75.
- Mörsdorf, Klaus:** Rechtsprechung und Verwaltung im Kanonischen Recht. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1941. 228 Seiten, M. 7.80.
- Mumenthaler:** Kamerad an meiner Seite. Soldatenlieder und Gedichte aus dem Aktivdienst. Weltwoche-Verlag, Zürich 1941. 80 Seiten mit Zeichnungen, Fr. 6.—.
- Nawiasch, Hans:** Allgemeine Rechtslehre. System der rechtlichen Grundbegriffe. Benziger-Verlag, Einsiedeln 1941. 272 Seiten, Fr. 12.80.
- Pestalozzi, Heinrich:** Das kleine Fabelbuch. Zwingli-Bücherei No. 17. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. 94 Seiten, mit Zeichnungen, Fr. 4.20.
- Rasmussen, Gerhard:** Klaus. Roman. Friedr. Reinhardt, Basel. 308 Seiten, Fr. 7.85.
- Roberts, Kenneth:** Oliver Wiswell. Historischer Roman. Humanitas-Verlag, Zürich 1941. 920 Seiten. Fr. 17.90.
- Roelli, Hans:** „Hier bin ich“. Die bunte Geschichte des jungen Hans. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1941. 287 Seiten, Fr. 5.50.
- Rychener, Hans:** Abend im Baltenland. Verlag Herbert Lang, Bern 1941. 56 S., Fr. 1.20.
- Sandoz, Maurice:** Das Labyrinth. Roman. Morgarten-Verlag, Zürich 1941. 185 Seiten, Fr. 4.80.
- v. Schloffer, Julius:** Leben und Meinungen des florentinischen Bildners Lorenzo Ghiberti. Holbein-Verlag, Basel 1941. 238 Seiten und 96 Seiten Bildtafeln, 4^o.
- Schweizer. Rot-Kreuz-Kalender 1942.** Herausgegeben vom Schweizerischen Roten Kreuz. Bern 1941. 164 Seiten, Fr. 1.20.

- Sebes, Albert M.:** Die schweizerische Wirtschaft von morgen. Demokratisch und doch Planung. Dprecht, Zürich 1941. 44 Seiten, 10 Seiten Tabellen, Fr. 1.80.
- von Tavel, Rudolf:** Der Houpme Lombach. Berndeutsche Novelle. Francke, Bern 1941. 298 Seiten. Fr. 5.80.
- Truog-Saluz, Tina:** Mengiarda. Erzählung. Friedrich Reinhard, Basel 1941. 220 Seiten, Fr. 7.—.
- von Tschischwitz, General d. Inf. a. D.:** General von der Marwitz. Weltkriegsbriefe. Steiniger-Verlage Reimar Hobbing, Berlin 1940. 363 Seiten.
- Weber, Wilhelm:** Italien und der Nahe Orient. Hans von Hugo Verlag, Berlin 1941. 64 Seiten, M. 1.—.
- Wenger, Lisa:** Hans-Peter Dchsner. Roman. Morgarten-Verlag, Zürich 1941. 330 Seiten, Fr. 9.—.
- Windelband, Wolfgang:** Bismarck und die europäischen Großmächte 1879—1885. Auf Grund unveröffentlichter Akten. Essener Verlagsanstalt 1940. 699 Seiten, M. 15.—.
- Wolfser, Albert:** Er wird uns heilen. Eine Hilfe in Glaubens- und Lebensnöten. Paul Haupt, Bern 1941. 218 Seiten, Fr. 7.50.
- Jahn, Ernst:** Macht der Heimat. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1941. 309 Seiten, M. 5.50.